

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 1 (1878)

Artikel: Salomon Tobler von Zürich : sein Leben und Dichten, nebst einigen Mittheilungen aus seinem Nachlass
Autor: L.T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Salomon Tobler.

Geb. 10. December 1794 — Gest. 19. November 1875.

Nach einem Oelbilde von Ed. Steiner.

Salomon Tobler von Bürich.

Sein Leben und Dichten, nebst einigen Mittheilungen
aus seinem Nachlaß.

Von L. T.

Das Leben eines Mannes zu beschreiben, der keine hervorragende Stellung eingenommen, auch keine besondern Schicksale erfahren hat und dessen Name als Dichter ziemlich auf das Vaterland eingeschränkt geblieben ist, scheint eine wenig dankbare und ist jedenfalls keine leichte Aufgabe. Doch sind Publikationen, wie dies neu erstehende Taschenbuch, unter Anderm geradezu bestimmt, das Andenken an solche Persönlichkeiten aufrecht zu halten, welche bei aller Bescheidenheit ihres Wesens und Wirkens zur Ehre ihrer Vaterstadt und der weitem Heimat etwas beigetragen haben. Das Interesse wird sich dann einerseits auf die Geschichte der Bildung eines solchen Mannes richten, der vielleicht ein ihm selbst anfänglich verborgenes Talent unter ungünstigen äußern Lebensverhältnissen zur Geltung brachte; andrerseits kann eben diese Bildungsgeschichte neben ihrem individuell psychologischen Werthe einen Beitrag zur allgemeinen Kulturgeschichte der Zeit und des Ortes liefern, innerhalb deren das Leben des Mannes sich bewegte. Da aber dieses doppelte Interesse im vorliegenden Falle immerhin bescheiden genug bleiben wird, so wäre es schwerlich angemessen, das Lebensbild des Mannes etwa mit einer weit ausholenden Geschichte der betreffenden Familie einzuleiten; auch würde der Stoff dazu nicht ausgiebig genug sein. Zwar führt jede tiefere Betrachtung eines einzelnen Menschenlebens fast unwillkürlich und unwiderstehlich auf einen Zusammenhang zwischen Vorfahren und Nachkommen, auf jenes geheimnißvolle Gebiet, wo die Anlagen und Schicksale der einzelnen Menschen in denen ihrer Familie irgend vorbereitet sein zu müssen scheinen, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die Geschichte eines Volkes und die allgemeine Kulturgeschichte aus der Geschichte einzelner Familien noch mehr Gewinn zu ziehen vermöchten, als bisher geschehen ist. Aber wenn irgend welche Gesetze der Vererbung

innerhalb der Menschheit walten, so werden sie jedenfalls hier noch mehr als in der Natur durch unberechenbare Zufälligkeiten gekreuzt, und frühere Zeitalter mit ihrer größeren Stabilität der Sitten überhaupt, sind wahrscheinlich auch jener Erblichkeit mehr unterworfen gewesen als die Neuzeit, welche es dem Individuum näher legt und leichter macht, aus dem Zusammenhang der Ueberlieferung sich loszureißen und einem eigenen Genius zu folgen. Die Geburt des Mannes, von dem hier geredet werden soll, fällt in die Zeit, deren Charakter Göthe mit den Worten bezeichnet hat:

— — — Alles bewegt sich
Setzt auf Erden einmal, es scheint sich Alles zu trennen;
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer.

Damit soll nun keineswegs angedeutet werden, daß Salomon Tobler seinem Geiste nach ganz besonders ein Kind jener Zeit oder gar, daß er dem französischen Geiste verwandt gewesen sei — der ihm zeitlebens eher zuwider war —; aber daß einige seiner nächsten Verwandten vom Geiste jener Zeit berührt waren, braucht nicht verschwiegen zu bleiben, und es ist vielleicht auch kein bloßer Zufall, daß der geistliche Stand, dem die Vorfahren angehörten, mit ihm in der Familie ausgestorben ist, während allerdings der dichterische Beruf, der in einigen Gliedern der Familie mit dem geistlichen verbunden war, in ihm sich erneuert und gesteigert hat.

Sein Großvater, Johannes Tobler (gestorben 1808 als Archidiacon und Chorherr am Grossmünster in Zürich) hatte schon früh Talent für Sprachen und Dichtkunst gezeigt. Sein Versuch, die Ilias zu übersetzen, brachte ihn in nähere Berührung mit Bodmer und Breitinger, deren Schriften er fleißig studirt hatte, und dann auch mit Klopstock, bei dessen Aufenthalt in Zürich. Er kannte auch die neuern Sprachen und übersezte aus dem Englischen. Viele Bücher seiner reichen Bibliothek trugen auf dem ersten Blatt von ihm geschriebene Stellen aus allen ihm bekannten Literaturen. Er verdankte übrigens seinen nicht unbedeutenden Namen auch den zahlreichen von ihm verfaßten Erbauungsschriften, welche hier weniger in Betracht kommen. Sein Sinn für Poesie vererbte sich zunächst auf seinen Sohn, Georg Christoph, gewesenen helvetischen Senator, gestorben als Pfarrer in Wald, der den Sophokles und die Argonautika des Orpheus übersezte und mit Göthe befreundet war. Das poetische Talent Sal. Toblers wird wohl nach einer vielfach

bestätigten Erfahrung auf das seines väterlichen Großvaters zurückzuführen sein, während sein Sinn für bildende Kunst, besonders Zeichnen und Malerei, vielleicht von dem mütterlichen Großvater, Heinrich Hirzel, gewesenem Landschreiber in Weiningen, ererbt war; übrigens haben sich ja mehrere Glieder der Familie Hirzel auch durch literarische Leistungen hervorgethan. Bei dem genannten Hirzel war der Vater unseres Sal. Tobler, Joh. Kaspar Tobler, Hauslehrer gewesen und hatte in dieser Stellung seine spätere Gattin (Ursula Hirzel) kennen gelernt. Er wurde dann Lehrer an den Stadtschulen und versah zugleich die Pfarrei Wytikon. Im Jahr 1804 wurde er Pfarrer in Maschwanden, 1812 in Stäfa. Neben seinen Amtsgeschäften betrieb er eifrig die Lektüre der lateinischen Klassiker; auch war er ein großer Freund des Gesanges. Seine bereits genannte Gattin spielte gut Klavier und kannte die Werke von Shakespeare, Klopstock, Wieland, Göthe, Schiller und Jean Paul. Ein oft und gern gesehener Gast im Pfarrhause von Stäfa war Franz Xaver Bronner, der sein Leben so anziehend beschrieben, Fischer-Idyllen und das Epos „der erste Krieg“ gedichtet und später als Bibliothekar in Marau die Statistik dieses Kantons verfaßt hat.

Salomon Tobler wurde am 10. Dezember 1794 in Zürich geboren und hatte noch sechs Geschwister. Von seinen ersten Jugenderinnerungen haben nur diejenigen ein allgemeineres Interesse, welche sich auf die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1799 beziehen. Auch von diesen hat der Knabe natürlich nur wenig gesehen und verstanden und wichtige Beiträge zur Geschichte jener Tage wird hier Niemand erwarten; doch hat der Vater seinen Kindern einige Züge erzählt, welche auch unsern Lesern erwünscht sein mögen; auch haben jene Bilder kriegerischen Lebens der Phantasie des Dichters später ohne Zweifel zu manigfacher Anregung und Unterstützung gedient.

Als die russische Armee unter Korsakow auf dem Sihlfeld lagerte, gingen die Eltern einmal mit ihren zwei Knaben in das russische Lager, begleitet von einer Verwandten, welche als Erzieherin in Rußland gelebt hatte und der Sprache mächtig war. Die russischen Wachen waren erstaunt und erfreut, in ihrer Sprache angeredet zu werden, und der Besuch fand bei einem höhern Offizier so freundliche Aufnahme, daß er die Musik seines Korps aufmarschiren ließ. Der Kapellmeister trat in die Mitte und hob Solo so laut zu singen an, daß seine Stimme alle Cymbeln, Pauken und Trompeten übertönte. — Beim Gang durch die langen Reihen der Zelte und Baracken, der in den Boden gesteckten

Spieße und der angebundenen Pferde kam die Führerin in's Gespräch mit einem alten langbärtigen Kosaken, der freundlichen Bescheid gab und zum Schlusse dem kleinen Salomon, den er auf seinen Arm hob, einen kräftigen Kuß auf die Wangen drückte. — Nachdem der Knabe von den Russen einen so günstigen Eindruck bekommen hatte, mußte ihn wohl ebenso lebhaftes Mitleiden ergreifen, als er bald nachher, am Tage der zweiten Schlacht bei Zürich, einige auf der Flucht versprengte Russen durch die Gasse in der Neustadt, wo die Eltern damals wohnten, herauf kommen sah. Als sie an das mit einer ziemlich hohen Mauer verschlossene Ende der Gasse gelangten, kletterten einige in ihrer Todesangst hinüber, andere erbrachen mit Kolbenschlägen die in der Mauer angebrachte verriegelte Thüre, die nach der Winkelwiese führte, und suchten dort hinaus zu entkommen.

Mit den Franzosen kam der Knabe erst einige Jahre später in Berührung, als er einem Uebungsmanöver derselben im Kräuel beiwohnte und von einer Schwadron ihrer hinter ihm her sprengenden Chasseurs beinahe überritten wurde.*)

Die Beschießung der Stadt Zürich durch den helvetischen General Andermatt erschien den Kindern nur als ein Feuerwerk, indem sie freudig aufschriehen, wenn wieder eine Granate geflogen kam, indeß der Vater mit Flinte und Patrontasche die Bürgerwache bezog.

Nach diesen kriegerischen Vorspielen treten wir nun in das Stillleben des Knaben ein und begleiten ihn zur Schule. Den ersten Unterricht im Lesen erteilte ihm die Mutter, im Schreiben der Vater, und zwar nach der eigenthümlichen Methode, daß er mit Bleistift die Buchstaben vor schrieb, die dann der Knabe mit der Feder „überfahren“ mußte.

*) Aus der Zeit des ersten Aufenthaltes der Franzosen bei Zürich hörte er später von seinem Großonkel, der Pfarrer in Stallikon war, einige Anekdoten erzählen, welche hier gelegentlich noch eine Stelle finden mögen. Im Pfarrhause Stallikon war um jene Zeit der General Mortier mit einer Schaar Offiziere einquartiert, und auch der Obergeneral Massena erschien bisweilen. Einst machte dieser sich den Spaß, von der Laube des Pfarrhauses herab die unten stehenden und in lebhaftem Gespräch begriffenen Offiziere mit einer Bütte Wasser zu begießen. — Die Herren trieben allerlei Kurzweil. Wenn sie von den Fliegen zu arg belästigt wurden, so streuten sie Pulver auf den Tisch und versengten damit eine Menge derselben. — Einmal erlaubten sie sich Zudringlichkeiten gegen die halberwachsene Tochter des Pfarrers; diese erwehrte sich aber ihrer, indem sie den Tisch, hinter dem sie von zwei Offizieren bedrängt wurde, sammt dem darauf stehenden Geschirr umstürzte und davon eilte. — Uebrigens behielt General Mortier die Pfarrfamilie in so freundlichem Andenken, daß er sie später, kurz vor seinem Tode, noch einmal aufsuchte.

Nachher kam er in die Stadtschule am Wolfbach, wo der Präceptor Wolf unter vielen Schlägen, die ihn doch nicht unbeliebt machten, den Kindern die Lieder und Sprüche des Wäferbüchleins, die Elemente der deutschen Grammatik und das Einmaleins einprägte.

Als der Vater im Jahr 1804 die Pfarrei Maschwanden antrat, begann für den Knaben mit dem Landaufenthalt, der seinen Sinn für Natur erst recht weckte, ein neues Leben, dessen Herrlichkeiten er mit offenbarem Behagen noch in den letzten Jahren beschrieben hat, so daß wir nicht umhin können, Einiges daraus mitzutheilen, zumal da solche Pfarrhaus-Idyllen heute nur noch in der Erinnerung und Poesie leben, und durch seine eigenen Dichtungen neben dem kriegerisch-heroischen ein tiefer idyllischer Zug weht.

Der Aufenthalt auf dem Lande gefiel dem Knaben gleich von Anfang an ausnehmend wohl. Schon die mannigfaltige Thierwelt, in deren Besitz und Herrschaft die Kinder eintraten, war ihnen höchst willkommen. Im Stalle standen zwei Kühe, im Hofe spazierte ein prächtiger Hahn mit einem halben Duzend Hennen, unter dem Dache flog ein Schwarm bunter Tauben ein und aus; in Nebeställen wurden Schweine und Schafe gehalten und Kaninchen von mehreren Farben bevölkerten die Zwischenräume. — Vom Pfarrhaus zum Dorfbach hinab zog sich ein sonniger Garten mit zwei Lauben, am Hause selbst rankten verschiedene Sorten von Reben. In einem nahen Baumgarten gab es Äpfel, Birnen, Zwetschen, und Haselnüsse zu pflücken und in der Heuernte konnte man auf hochbeladenem Wagen einfahren. Ein besonderes Fest war noch die Weinlese in einem ebenfalls zum Pfarrgut gehörenden Rebberg. Den Pfarrhauskindern standen aber auch die Scheunen und Güter der reichen Bauern des Dorfes offen, und oft fuhren sie mit den stattlichen Gespannen derselben zu Felde. Die Knaben spielten mit einander Soldaten und schnitzten im Holzschopf eigenhändig ihre Waffen. An den Sonntagabenden sammelte sich die ganze Jugend des Dorfes, die erwachsenen Bursche und Mädchen zum Ballspiel, die Kinder zum Ringschlagen und ähnlichen Spielen. Im Winter fuhr man auf abschüssiger Schnee-Bahn von den Ruinen des Schlosses hernieder; im Sommer badete man in der Lorze. Am Dorfbach knetete der Knabe Leim und erbaute daraus Thürme, die mit „Speerreutern“ besetzt wurden. Der größte Genuß war aber, auf einem Brett mit einer Stange den Bach auf und ab zu fahren und etwa einen Fisch oder Krebs aufzustecken.

Neben der Beschäftigung im Freien wurde freilich auch Lektüre betrieben, doch war die Auswahl darin nicht groß. Campe's Robinson, Columbus, Cortez und Pizarro, „der arme Mann aus dem Toggenburg“, eine Naturgeschichte und ein *Orbis pictus* waren beliebte Bücher. Daneben regte sich in dem Knaben die Lust zum Zeichnen, aber es fehlten im Anfang geeignete Vorlagen und Anleitung, die später nicht mehr nachgeholt werden konnte. Anregung gewährten auch kleine Reisen, welche der Vater mit einem Theil seiner Familie unternahm. Auf einer solchen Reise sah der Knabe im Jahre 1805 zum ersten Male den Vierwaldstättersee und Nidwalden; welches damals noch die deutlichen Spuren der Verwüstung zeigte, welche sieben Jahre vorher über das Ländchen ergangen war. Noch konnte der Knabe keine Ahnung davon haben, wie eindringlich und nachhaltig dieses Bild ihn später beschäftigen sollte; und doch muß eben dazu jener erste Eindruck unbewußt einen Antrieb hinterlassen haben.

Auch die Lebensfrage, welchen Beruf er überhaupt ergreifen sollte, war ihm natürlich damals noch unklar, während sein Vater dieselbe ziemlich entschieden glaubte. Bereits hatte er angefangen, dem Knaben Unterricht in der lateinischen Sprache zu erteilen, womit wenigstens gelehrte Studien, nach damaliger Sitte aber zugleich das Studium der Theologie in Aussicht genommen war. Dabei waltete nicht bloß die nahe liegende Voraussetzung, daß der Sohn den Beruf des Vaters und der Vorfahren ergreifen werde, sondern er selbst hatte schon vor einigen Jahren unwillkürlich durch eine besondere Leistung jene Voraussetzung bestätigt. Er hatte nämlich bei der goldenen Hochzeit seines Großvaters, die mit einigem Aufwand von Festlichkeit begangen wurde, eine von dem Vater verfaßte, aus Ernst und Scherz, Hochdeutsch und Schweizerdeutsch gemischte Rede mit solcher Sicherheit und Wirkung auswendig vorgetragen, daß mehrere der anwesenden Familienglieder darin eine ausgesprochene Anlage zum Predigerberuf erkannten, während er selbst später sehr richtig meinte, nach der bekannten Stelle aus Göthe's Faust, hätte man darum eben so gut einen künftigen Schauspieler in ihm sehen können. Dazu war er nun aus andern Gründen nicht geschaffen, aber auch für den geistlichen Stand fühlte er durchaus keine Neigung, sondern wenn ihm ein Beruf bestimmter vorschwebte, so war es der eines Malers. Als er aber einst den Eltern ein Wort davon verrieth, wurde er zwar nicht barsch abgefertigt, aber auf die Kosten hingewiesen, welche die Bildung eines Künstlers erheische, während der Bildungsgang eines

Geistlichen leichter sei, und ein Pfarrer in seinen Mußestunden immer noch Zeit finde, einer Neigung jener Art nachzuhängen. So wurde er beschwichtigt; er ergab sich auch williger in die Fortsetzung der Sprachstudien, seit die Lectüre zu den lateinischen Dichtern vorgeritten war und seit er von dem Philologen Bremi in Zürich, bei dem er eine vorläufige Prüfung bestanden hatte, zu diesen Studien ermuntert worden war.

Im April des Jahres 1810 verließ er das Vaterhaus, um in das Collegium humanitatis einzutreten, wo eben Bremi Hauptlehrer war, und zugleich in den sogenannten „Hof“, wo eine Anzahl von angehenden Theologen Kost und Aussicht fanden, damals unter dem Inspektor Horner. Im Unterricht dieses Mannes interessirte unsern Studenten besonders die Aesthetik, welche freilich erst im letzten Jahr und nur mit einer Stunde wöchentlich an die Reihe kam, nachdem in einem früheren Curse das Nibelungenlied (doch nicht im Original), behandelt worden war; aber diese Art von epischer Dichtung, damals kaum erst wieder ans Licht gezogen, lag noch etwas fern und konnte nicht gerade als Vorbild wirksam werden. Der Herr Inspektor interessirte sich auch für die fortgesetzten Uebungen seines Zöglings im Zeichnen und ertheilte ihm manchen lehrreichen Wink. Unter den Cameraden war ein talentvoller junger Mann, Conrad Heß, mit welchem Tobler innige Freundschaft schloß und oft auf einsamen Spaziergängen dem Genuß der Natur und der Uebung der Kunst sich hingab.

Der Unterricht in den Collegien war, nach dem Zeugniß der meisten, die ihn empfangen haben, im Ganzen mangelhaft; nur in den alten Sprachen und auch hier vorherrschend im Lateinischen, wurde etwas Erkleckliches geleistet; die Studirenden wurden wenigstens dazu angeleitet, in der Lectüre der Classiker einige Gewandtheit und Kenntniß der Hauptwerke zu gewinnen, so daß diese auch später weniger bei Seite gelegt wurden, als von jüngeren Generationen geschehen ist, welche bessern grammatischen Unterricht erhielten, aber durch eine Menge anderer Fächer und Anregungen zerstreut wurden. Zwar wurde auch damals neben den Sprachen Mathematik und Physik gelehrt, aber wer dafür nicht besondere Neigung und Vorkenntnisse mitbrachte oder Privatfleiß aufwandte, konnte nicht viel lernen, ein Uebelstand, der sich ja wol noch fortgepflanzt hat! Was unter dem Namen Philosophie behandelt wurde, war noch mangelhafter, und am wenigsten fruchtbaren Unterricht erhielten die jungen Theologen in ihren eigentlichen Hauptfächern, vielleicht schon darum, weil einige derselben nach älterm Brauch noch in lateinischer

Sprache gegeben wurden. Das am ehesten allgemein bildende Fach, die Geschichte, wurde ebenfalls nicht in angemessener Weise betrieben, so daß, wer eine Uebersicht des Gebietes und positive Kenntniß der Hauptsachen erlangen wollte, sich an Privatstudien halten mußte. Auf solche verfiel denn auch Tobler, und gleichzeitig hatte er Gelegenheit gefunden, die italienische Sprache und Literatur kennen zu lernen. Daß diese beiden Fächer, die Geschichte in materieller, die italienische Literatur in formeller Beziehung, ihm für seine spätere dichterische Thätigkeit reiche Nahrung boten, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. So hatte er mancherlei gelernt, nur nicht gerade das für den nächsten Beruf Nöthigste, als er im Jahre 1816 das theologische Examen bestand und die Ordination empfing. An ihm sollte sich, wie an so vielen andern, die Erfahrung bewähren, daß ein Prediger und Seelsorger nicht durch akademischen Unterricht, sondern nur durch den praktischen Kirchendienst und Lebenserfahrung gebildet werden, und daß eine angeborene oder anzuerzogene Anlage zu einem andern Beruf daneben ihre Rechte geltend machen kann.

Im Frühling des zuletzt genannten Jahres kam Tobler als Pfarrvikar nach Mönchaltorf, im nächsten Jahr nach Wülflingen. Der Anfang im Predigen machte dem jungen Geistlichen Mühe, weil er den Mangel gehöriger Vorbereitung und eigenen innern Triebes fühlte; auch wurde er, zum Theil in Folge geistiger Anstrengung, von einem Uebel befallen, das ihn lange Jahre geplagt hat, einem häufigen und heftigen Kopfschmerz, das auf seine Gemüthsstimmung drückte und ihm seine Lage doppelt trostlos erscheinen ließ. Es war ein Glück für ihn, daß er im Jahr 1818 Muße gewann, mit einigen Freunden eine Reise nach Mailand zu machen. Man kann sich denken, wie wohlthuend schon für die Gesundheit diese Erholung wirken mußte, ebenso aber, welchen Genuß die großartige Gebirgswelt, welche Anregung die Kunstdenkmäler von Mailand dem jungen Manne bieten mochten. Diese Reise, welche damals natürlich mehr heißen wollte als heutzutage der Fall ist, mußte auch darum erwähnt werden, weil sie (mit Ausnahme eines Aufenthaltes in München, der erst in die spätern Jahre fällt), die einzige Quelle war, aus welcher Tobler die Anschauung von Natur und Kunst des Auslandes schöpfen konnte, während ihm die Natur der schweizerischen Heimath durch öftere Reisen, z. B. nach den Heilquellen von Graubünden, allerdings ziemlich vollständig bekannt wurde und er auch keine Gelegenheit veräumte, der bescheidenen Kunstgenüsse, welche die Heimat

zu bieten vermag, theilhaft zu werden . . . Hier ist auch noch einzuschalten, daß er bald nachher in einer abermaligen Pause seiner Vikarthatigkeit einen Aufenthalt von einigen Monaten in Lausanne machte, der aber zur Erreichung des eigentlichen Zweckes, der Erlernung der französischen Sprache, natürlich zu kurz war und fast mehr mit neuer Übung im Zeichnen, daneben auch mit Guitarrespiel und Gesang ausgefüllt wurde. Von Lausanne aus, dessen Umgebung bereits mit manigfaltigen Natur Schönheiten ausgestattet ist, wurde auch eine Exkursion nach Genf und von dort in's Thal nach Chamouny unternommen.

Alles dies konnte nicht gerade dazu dienen, Lust und Fähigkeit zum geistlichen Amte zu befördern; dennoch war die Rückkehr in dasselbe nicht allzu schwer und sie war von gutem Erfolg begleitet. Gleich bei seinem ersten Auftreten als Vikar in Wädenschweil hatte Tobler das Glück, als Kanzelredner zu gefallen, theils weil er allerdings die Gabe eines natürlichen angenehmen Vortrags besaß, theils weil die Zuhörer den Eindruck empfangen mußten, daß die Predigt aus warmem Herzen und aufrichtiger Ueberzeugung floß. Der Aufenthalt in dieser Gemeinde war für Tobler auch darum wichtig und gesegnet, weil er ihn im Hause des wackern Präsidenten Diezinger zur Bekanntschaft mit einer der Töchter dieses Mannes, Margarethe, und bald nachher zur Verlobung, wenn auch noch nicht sofort zur Verheirathung mit derselben führte. Doch öffnete sich nun die Aussicht, auch diesen Wunsch zu befriedigen. Gegen Ende des Jahres 1819 wurde die Pfarrei Sternenberg frei, welche wegen ihrer Abgelegenheit und wegen der vorherrschenden Armuth ihrer Bewohner nicht gerade begehrenswerth schien. Aber für Tobler war die Lage des Ortes in einer gebirgigen und etwas unwirthlichen Gegend eher reizend als abschreckend; er meldete sich und wurde gewählt. Sein Haushalt wurde vorläufig von einer Schwester besorgt, bis er im Herbst des Jahres 1820 seine Braut heimführen konnte. Das Leben mit ihr gestaltete sich nun in der Abgeschiedenheit, die doch nicht selten durch Besuche von Verwandten und Freunden unterbrochen wurde, so glücklich wie die Liebe es zu schaffen vermag, und es erneuerte sich die Idylle von Maschwanden, nur daß bald eigene Kinder dieselbe noch vervollständigten. Der Verkehr mit Hausthieren war so traulich, daß einst einem ziemlich vornehmen Besuche aus der Stadt die Lieblingskuh, ein besonders schönes und zahmes Thier, in der Wohnstube vorgeführt wurde.

Zur Winterszeit, welche in jener Gegend streng einkehrt und lange anhält, beschäftigte sich der nunmehrige Pfarrer mit verschiedenen

Studien, theils zur Ausfüllung der Lücken seiner theologischen Bildung, theils zur Ergänzung seiner Kenntnisse in der Geschichte und schönen Literatur. Zum letzteren Zwecke und zugleich zur Einführung in die pfarramtliche Thätigkeit diente unter Anderm die Lektüre von Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud.“ Um jene Zeit geschah es auch, daß zum ersten Mal den Geistlichen in seinem Stilleben der Trieb zu eigener poetischer Produktion ergriff, deren Entstehung und Verlauf wir nachher im Zusammenhange betrachten werden. Hier soll nur noch in kurzen Zügen die Geschichte des äußern Lebens, welches an Toblers Beruf als Pfarrer gebunden blieb, zu Ende gebracht werden.

Es waren Rücksichten äußerer Art, besonders die größere Nähe der meisten Verwandten, welche Tobler bestimmten, im Jahr 1826 die Pfarrei Sternenberg, in welcher er glücklich und von der Gemeinde geschätzt gelebt hatte, mit Hirzel zu vertauschen, welcher Ort noch schöner und zugleich doch zugänglicher gelegen, ihm im Uebrigen eine wenig veränderte Fortsetzung des bisherigen Lebens versprach. Diese fand denn auch statt, und die einzige, übrigens sehr angenehme Veränderung bestand eben darin, daß der Verkehr mit Verwandten und Bekannten sich lebhafter und anregender gestalten konnte. In den ersten zehn Jahren, die Tobler in Hirzel zubrachte, arbeitete er das dichterische Hauptwerk aus, dessen Plan er noch in Sternenberg entworfen hatte. Erwünschte Anregung zu dieser Thätigkeit bot eine kleine dichterische Gesellschaft, welche während einiger Jahre mehrere Glieder der Familie nebst einigen befreundeten Personen verband. Von den Mitgliedern dieses Dichtervereins sind als solche, welche die Poesie mit wirklichem Beruf und Erfolg betrieben, nur noch zwei zu nennen, deren Namen auch sonst in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Das eine war der als Verfasser von Kinderbüchern bekannt gewordene Secundarlehrer Bär, damals in Kappel, später in Männedorf wohnhaft, von dem auch ein Band Gedichte erschienen ist. Viel bedeutender war das Talent und wurde später der Ruf von Meta Heußner, der Gattin des Arztes in Hirzel, deren tief sinnige, besonders der religiösen Sphäre zugewandte Anlage von allen Mitgliedern der Gesellschaft hoch geschätzt wurde. Es fanden von Zeit zu Zeit, abwechselnd in Hirzel und in Kappel, Zusammenkünfte statt, bei welchen jedes Mitglied irgend ein Produkt seiner Muse vortragen und dem Urtheil der Genossen unterwerfen mußte; die Produkte wurden dann in besondere Bücher, welche das Archiv des Vereins bildeten, eingetragen. Ernst und Scherz wechselten dabei in bunter

Reihe, und der Scherz fand um so eher seinen Antheil, da die begabteren Mitglieder der Gesellschaft die weniger begabten zu necken, dagegen ihre eigenen Leistungen in's hellste Licht zu stellen liebten. Gelegentlich wurden auch, etwa zum Nachtsisch, Reimspiele vorgenommen, indem die Aufgabe gestellt wurde, mit gegebenen Reimen oder vorgegeschriebenem Versmaß irgend ein kleineres Gedicht um die Wette improvisirend zu Stande zu bringen. Die männlichen Mitglieder trugen Uebernamen, welche von ihrer wirklichen oder vermeinten Auszeichnung in einer einzelnen Hauptgattung der Poesie entnommen waren; die nicht produktiven Familienglieder, also z. B. die Hausfrauen, denen die Bewirthung der Gesellschaft zukam, wurden von den „selbstlautenden“ als bloße „Mitlauter“ unterschieden; sie bildeten eine Art dienender Laienbrüder oder -schwestern, konnten aber in Folge gelungener Versuche in den Orden der „Selbstlauter“ aufgenommen werden.

Diese harmlose und anspruchslose, aber innerlich hoch vergnügte Gesellschaft war wol eine private Aeußerung derselben geistigen Regsamkeit, die in den dreißiger Jahren das öffentliche Leben des Kantons durchdrang und eine Reihe fruchtbarer Schöpfungen, besonders auf dem Gebiete des Schulwesens, hervorgerufen hat. Daß aber die Regierung in ihrem Schöpfungsdrange weiter oder rascher vorwärts ging, als das Volk zu folgen vermochte, hatte den Rückschlag des Jahres 1839 zur Folge, den auch Pfarrer Tobler schmerzlich zu fühlen bekam. Er selbst war im Politischen wie im Religiösen einer freisinnigen Richtung zugehörig, ohne jedoch irgendwie öffentlich damit hervorzutreten. Als aber am 6. September die Regierung gestürzt worden war und auch eine Schaar aus der Gemeinde Hirzel an dem Zuge des Landvolks nach Zürich Theil genommen hatte, glaubte er am Sonntag den 8. September ausprechen zu müssen, daß er ein solches Vorgehen mißbillige. Der Muth, mit dem er in jenen Tagen der Aufregung seine Ueberzeugung zu vertreten wagte, verdient gewiß hohe Anerkennung, hatte aber die Folge, daß er den größern Theil der Gemeinde sich entfremdete und seine Stellung in derselben unhaltbar geworden sah. Er ergriff daher die nächste Gelegenheit, den ihm sonst lieb gewesenen Ort zu verlassen, und schon im Mai 1840 wurde er in die Pfarrei Embrach eingeführt, in welcher er ungestört bis an's Ende seines Kirchendienstes verblieb. Die dichterische Produktionskraft Toblers stand damals nicht mehr auf dem Höhepunkte; doch schuf er in den Vierziger Jahren dort sein zweites Werk, welches, unter etwas ungünstigen Bedingungen entstanden,

auch nicht den Erfolg des ersten erreichte. Um so eifriger wandte er sich nun, da er seinen Beruf nach dieser Seite erfüllt glaubte, dem geistlichen Amte zu. Eigentlich wissenschaftliches Studium der Theologie blieb ihm auch jetzt fern, sein Geist war überhaupt nicht auf Abstraktion, System und Methode gerichtet, sondern auf lebendige Anschauung des Konkreten. So studirte er denn die Muster geistlicher Beredsamkeit, und auch auf diesem Wege kam er nicht ganz von der Poesie ab. Denn wenn Religion und Kunst überhaupt eine gemeinsame Wurzel haben, wenn die Bibel selbst in ihren Kernstellen eine poetisch gehobene oder angehauchte Sprache spricht, die Propheten Lehrer, Redner und Dichter in Einer Person waren, so war auch in Sal. Tobler der religiöse Mensch und der Prediger vom Dichter durch keine Kluft getrennt. Eigene Poesie konnte er zwar nicht auf die Kanzel bringen, weil seine Ader nicht eine lyrisch-religiöse war, aber es standen ihm ja nicht bloß die eigentlichen Kirchenlieder, sondern auch die religiösen Gedichte von Knapp, Spitta, Fröhlich und andern zu Gebote, und er machte von denselben reichlichen Gebrauch, indem er einzelne Strophen oder kleinere ganze Lieder an geeigneter Stelle in die Predigt einwob, vielleicht mitunter im Widerspruch mit strengen Regeln der rhetorischen Symmetrie und Harmonie des Styls, aber meistens mit unfehlbarer Wirkung, so daß einzelne Zuhörer Jahre lang Erinnerung davon behielten. Auch im Religionsunterricht und am Krankenbett schlug er nicht selten diese Saiten an; diejenigen Verrichtungen des geistlichen Amtes, welche rein prosaischer und sogar mechanischer Art waren, übte er zwar ungern, aber mit um so größerer Gewissenhaftigkeit. Als Erholung von solchen Geschäften diente immer wieder am liebsten die Poesie, und da die eigene Produktionskraft wirklich versiegt zu sein schien, öffnete sich eine neue Quelle receptiven Genusses, indem Tobler noch in seinen spätern Jahren, zunächst veranlaßt durch die Studien eines seiner Söhne, die spanische und portugiesische Sprache kennen lernte, um einige Hauptwerke der betreffenden Literaturen im Original zu lesen. Daneben erfreute er sich an der Hausmusik, welche die heran- gewachsenen Kinder, besonders wenn sie während der Ferien im Eltern- hause sich zusammen fanden, zu veranstalten pflegten. Aber er war nicht einzig darauf angewiesen, sondern wenn seine schwachen Augen vom Lesen ermüdet waren, griff er noch immer zur Guitarre und sang seine alten Lieder, deutsche und italienische, mit eigenthümlich ausdrucksvollem Vortrag, der den Dichter verrieth und jeden Zuhörer ergriff.

Aber es nahte das unentrinnbare Alter. Seit Tobler im Jahre 1853 seine Gattin verloren hatte, die ihm als Mutter der eigenen Kinder und als Erzieherin ihr anvertrauter Mädchen, als treffliche Haushälterin in oft schweren Zeiten und auch als Pfarrfrau in Arbeitsschulen und Armensorge mit Aufopferung ihrer letzten Kraft zur Seite gestanden hatte, war seine Häuslichkeit nur nothdürftig versorgt, und nachdem er während einer Reihe von Jahren zur Unterstützung seiner nicht mehr ganz ausreichenden Kräfte Vikare angenommen hatte, wollte er der Gemeinde eine längere Fortdauer dieses mit häufigem Personalwechsel verbundenen Nothbehelfes nicht zumuthen. Er nahm daher im Herbst des Jahres 1864 seine Entlassung und trat in den Ruhestand, den er in der Vaterstadt, bei einem Sohne wohl aufgehoben, noch zehn Jahre lang genoß, bis zunehmende Engbrüstigkeit ihm zur Beschwerde wurde und am 19. November 1875 der Tod den 81jährigen Greis so sanft hinwegnahm, wie er selbst es in der letzten Zeit oft gewünscht hatte.

Am Schlusse dieser Uebersicht des äußern Lebensganges angelangt, bleibt uns noch die Aufgabe, die dichterische Laufbahn Toblers, und damit gewissermaßen die innere Geschichte desselben, als ein Ganzes für sich oder wenigstens als denjenigen Theil seines Wesens zu betrachten, welcher ihm ein bleibendes Andenken in weitem Kreise sichern wird. Bei der Betrachtung von Tobler als Dichter sind drei Punkte hauptsächlich in's Auge zu fassen: das verhältnißmäßig späte Hervortreten dichterischer Produktivität, die fast ausschließliche Richtung, in der sie sich bewegte, und die Gewalt, mit der sie in dieser Richtung hervorbrach und während der besten Jahre andauerte.

Von bestimmten Naturanlagen kann nur selten mit einiger Sicherheit gesprochen werden; frühzeitige Anregungen in bestimmter Richtung lassen sich meistens nachweisen, setzen aber nur eine allgemeinere Empfänglichkeit voraus, bei künstlerischen Naturen also Lebhaftigkeit der Sinnesauffassung und Phantasie, verbunden mit gemüthlicher Tiefe. Anregungen, die zu solcher allgemeiner Disposition hinzukommen müssen, haben allerdings auch bei Tobler schon frühzeitig stattgefunden, aber wir haben gesehen, daß er sich anfänglich eher zum Zeichnen, als zum Dichten neigte und daß die Liebe zum erstern ihn auch später nicht verließ. Was dem Dichten den Vorrang verschaffte, war jedenfalls zum Theil die Lektüre der alten Dichter, welche die gelehrte Schulbildung mit sich brachte, vielleicht aber auch der nur negative Umstand, daß

Gelegenheit und Mittel zu künstlerischer Ausbildung zufällig fehlten. Tobler selbst sagte wohl später gelegentlich, es hätte ihm auch an der zur Erlernung malerischer Technik nöthigen Geduld und Ausdauer gefehlt, woran ebenfalls etwas Wahres sein mag; unrichtig wäre nur die Ansicht, die leider sich nicht selten gerade bei jungen Dichtern findet, der Dichter bedürfe so viel als gar keine technische Vorbildung und Durchbildung, als ob das Material der Sprache, das freilich von Natur feiner und fügsamer ist als Stein und Farbstoff, dem Drange zum Dichten schon gleichsam ganz fertig und durchaus willig entgegenkäme. Thatsache ist, daß Tobler in seiner Jugend von solchem Drange wenig spürte; die ersten Gedichte, die er machte, waren lyrische Gelegenheitsprodukte von der Art, wie sie wohl jeder einigermaßen gebildete Jüngling zu verfassen pflegt, ohne darum sich zum Dichter berufen zu fühlen. Leider sind jene Erstlinge von Toblers Muse einer frühen Zerstörung geweiht worden, woraus wir zwar schließen dürfen, daß er selbst sie solchen Schicksals würdig fand, aber nicht, daß sie uns keinerlei Anhalt für die Geschichte seiner dichterischen Entwicklung geboten hätten. Wir haben uns dieselben wahrscheinlich nach Art von im Nachlaß vorhandenen Gedichten zu denken, welche Tobler noch später, als sein eigentlicher Beruf ihm bereits klar geworden war, im Kreis der Familie und des Dichtervereins verfaßte, meistens bestimmten Anlässen entsprungen und von scherzhaft heiterem Charakter, ganz entsprechend der Gelegenheit, aber nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, so daß sie höchstens als formelle Vorübungen oder als Erholungen von der Arbeit an dem ersten größern Werke betrachtet werden dürfen; doch athmen einige darunter eine höhere Stimmung, Begeisterung für Natur und Freundschaft; unvollendet geblieben und von unsicherm Datum ist ein episches Gedicht, dessen Gegenstand eine romantische Liebesgeschichte ist. Entschiedenem Drang zu einer größern epischen Dichtung scheint Tobler erst empfunden zu haben, als er bereits Pfarrer in Sternenberg und Familienvater war. Nachdem er im Jahr 1825, angeregt durch die Lektüre von Bürger und Hölty, mehrere kleinere und ein größeres Gedicht geschrieben hatte, die von Inspektor Horner günstig beurtheilt wurden, erschien ihm im Februar 1826, als er eines Abends in seiner Studirstube rauchend auf und abwandelte, das Bild des Kampfes und Unterganges von Midwaldden, und zwar mit solcher fast zur Vision gesteigerter Lebhaftigkeit, daß er nicht bloß den Verlauf des Ereignisses im Ganzen, sondern eine Reihe einzelner Scenen deutlich vor sich sah, und nun volle zehn Jahre

von diesem Gegenstand eingenommen blieb. Zur Erklärung der Wahl desselben dient uns zunächst bloß die Erinnerung an jene Reise, welche Tobler als Knabe mit seinem Vater nach Unterwalden gemacht hatte. Aber so nachhaltig die Anschauung dieses Schauplatzes gewirkt haben mochte, so war sie doch seither durch keine genauere Erforschung der Geschichte selbst ergänzt worden. Das Buch des Kupferstechers Meier, dessen Bilder und Text vorzüglich geeignet waren, dem Dichter eine Menge von Einzelheiten an die Hand zu geben, hatte er nur einmal auf der Stadtbibliothek durchgesehen, und aus einer Art von Schüchternheit nicht zu weiterem Gebrauch zu erbitten gewagt. So mußte er auf andern Wegen sich allmählich und mühsam in den Besitz des Stoffes setzen. Daß er mehrere Male selbst nach Nidwalden reiste und dort aus dem Munde von Augenzeugen Nachrichten schöpfte, war jedenfalls ein Umweg, der in mancher Hinsicht noch besser zur Sache diente als ein Buch; denn er setzte ihn in unmittelbare Berührung mit Land und Leuten und ließ die lebendige Anschauung nie erkalten. So wurden „die Enkel Winkelrieds“, in Sternenbergs geistig empfangen, erst in Hirzel durchgedacht und zu Papier gebracht, dann noch einem befreundeten Kritiker zur Durchsicht mitgetheilt, so daß die Horazische Frist mehr als erfüllt war, als das Werk im Jahr 1837 gedruckt erschien. Die Aufnahme, die es fand, war durchweg günstig; es wurden dem Dichter öffentlich und privat Urtheile zur Kenntniß gebracht, welche geeignet waren, seine Bescheidenheit auf eine harte Probe zu stellen; aber erst später hatte er vielfach Gelegenheit, die noch erfreulichere Wahrnehmung zu machen, daß das Werk, das er dem gesammten Schweizervolke zugedacht hatte, auch wirklich in den Schooß desselben gedrungen war, und zwar weiter und tiefer, als man erwarten durfte.

Es ist begreiflich, daß er durch den Erfolg des ersten Werkes ermuntert, sofort an ein zweites dachte, besonders da Männer wie der Dichter und Kritiker Ludwig Follen, ihn in dem Vorjaze bestärkten. Aber wenn schon die Wahl des ersten Stoffes nicht unbedingt glücklich gewesen, so mußte er nun vollends die Schwierigkeiten erfahren, die dem heroischen Kunstpos der Neuzeit überhaupt entgegenstehen, ihm selbst aber unbewußt geblieben waren, weil ihm theoretische Betrachtung überhaupt fremd war. Diesmal schwebte ihm nicht ein ganzes Volk als Held vor, sondern ein einzelner Mann, der Reformator Zwingli, und da er bei den „Enkeln Winkelried's“ mit der patriotischen Begeisterung zugleich die religiös katholische, wenn auch in sehr idealisirter

Gestalt, verherrlicht hatte, erschien es ihm nun doppelt angemessen, daß er, als reformirter Geistlicher und als Zürcher, den Reformator Zürich's besingen sollte. Dieser Gesichtspunkt war wol, wenn auch nur untergeordnet, nicht gerade glücklich, weil er geeignet war, die politische Seite von Zwingli's Leben und Thätigkeit, welche ebenso bedeutend ist wie die kirchliche, aber auch noch weniger poetisch als diese, in den Hintergrund zu rücken und die eben daher rührenden Schwierigkeiten poetischer Behandlung dieses Gegenstandes zu verdecken. Tobler machte eifrig und gewissenhaft die nöthigen historischen Studien, und eine Reihe von Bildern aus Zwingli's Leben begann sich vor seinem Geiste zu entfalten und zu beleben; aber eine so echt poetische Vision des Ganzen wie bei den „Enkeln Winkelried's“ stellte sich nicht ein, der Stoff wollte nie recht „aufquellen“. Nun fügte es das Unglück — vielleicht aber das Glück — daß der Dichter A. G. Fröhlich, der bereits U. Hutten besungen hatte, mit der Behandlung Zwingli's dem Freunde zuvor kam, der in seiner Bescheidenheit dann sofort von seinem Vorhaben zurücktreten zu müssen glaubte. Fröhlich war vielleicht zur Behandlung Zwingli's, soweit sie überhaupt möglich ist, geeigneter, aber auch er mußte die Ungunst des Stoffes stellenweise erfahren. Daß Tobler denselben in anderer Weise angegriffen hatte und wohl auch durchgeführt hätte, beweist der vollendete erste Gesang seines Gedichtes, der als Fragment in den von jüngern Dichtern herausgegebenen „Liedern des Kampfes“ 1848 erschienen ist.

An die Stelle der Beschäftigung mit Zwingli traten später eine Zeit lang Studien über Gustav Adolf. Schon als Knabe hatte Tobler in der Bibliothek des Großvaters die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ von Schiller, welche in einem Almanach mit Kupfern von Chodowiecky erschienen war, entdeckt und mit großem Interesse gelesen. Der Gegenstand entsprach seiner Lust an kriegerischen Ereignissen, welche merkwürdiger Weise neben seinem Hang zum Idyllischen bestand; zugleich konnte er dem an Zwingli unerfüllt gebliebenen Drange genügen, die Idee der Reformation zu feiern. Aber sei es nun, daß er zu dieser Aufgabe nicht mehr die nöthige Kraft in sich fühlte, oder daß die unternommenen historischen Studien ihn zu der Ansicht führten, daß auch bei Gustav Adolf neben dem religiösen Ideale sehr reale politische Interessen mitspielten, die nicht in Poesie aufzulösen waren — kurz: auch dieser Plan blieb unausgeführt. Und doch mußte dem Geiste der Neuzeit irgend eine Huldigung dargebracht werden. Wenn es nun als unmöglich erschienen war, die neue geistige Welt der Reformation

episch zu gestalten, so war dies leichter mit der Entdeckung der neuen Welt jenseits des Ozeans, welche ja ein bedeutsames Vorspiel der Reformation gewesen war. Und auch hier konnte der Dichter auf seine Jugend zurückgreifen, wo ihn die Geschichte des Columbus in der Darstellung von Campe mächtig angezogen hatte. Aber diesmal waren nicht bloß historische, sondern auch naturhistorische Vorstudien nöthig; es handelte sich ja um Darstellung des Weltmeeres und des tropischen Klimas, die der Dichter nie mit Augen gesehen hatte, und jedenfalls mußte hier die Phantasie dem Studium zu Hülfe kommen. Das Maß, in welchem dies ohne Verletzung der Naturtreue geschehen ist, wird immer ein Beweis für hohe poetische Begabung Tobler's bleiben; es ist erstaunlich, wie er sich in diese fremde, große Naturwelt, sowie auch in die Umgebung eines königlichen Hofes zu versetzen und darin zu bewegen wußte, fast so sicher wie in Nidwalden, das er so oft besucht hatte. Die Erzählung und Schilderung im „Columbus“ zeigt allerdings nicht durchgängig die Höhe und Kraft wie in den „Enkeln Winkelried's“, der Dichter war ja auch fast zwanzig Jahre älter geworden und durch häusliche Sorgen und Amtsgeschäfte mehr als früher in Anspruch genommen; aber er arbeitete mit offener Liebe und einzelne Partien gelangen ihm vortrefflich; auch steht das Ganze in Absicht auf Sprache und Versbau wohl noch über dem ersten Werk. „Columbus“ wurde in der kurzen Zeit von zwei Jahren vollendet und erschien im Jahr 1846. Da der Gegenstand dem Vaterlande fern lag, fand auch die Dichtung bei Weitem nicht die Verbreitung und Anerkennung in der Schweiz wie die „Enkel Winkelried's“. Ein deutscher Kritiker hat sich sehr günstig über dieses Werk ausgesprochen.

Der Drang zur Dichtung hatte nun nachgelassen, aber erschöpft war er noch nicht. An ein größeres Werk dachte Tobler nicht mehr, aber zu einem kleinern fühlte er noch Lust und Kraft. Eine Art Heimweh nach Unterwalden und nach idyllischem Frieden (der übrigens auch im „Columbus“, bei der Schilderung der Indianer seine Stelle gefunden hatte) führte ihn auf Nikl. v. Flüe. Das frühere Leben dieses Mannes, und dann sein (damals noch unbezweifeltes) Auftreten an der Tagsatzung in Stans, bot Gelegenheit zu kriegerischen und patriotischen Szenen, mit welchen das Leben des Einsiedlers in um so wirksameren Contrast gesetzt werden konnte. Aber das Asketisch-Mystische, das Mirakulöse und spezifisch Katholische, welches auf der letztern Seite lag und nicht ganz zu umgehen war, konnte Tobler's Sinn für Natur-

lichkeit, Klarheit und gesund protestantische Religiosität nicht auf die Dauer anziehen. Seine Begabung war und blieb auf das große heroische Epos ausschließlich gerichtet und dafür war ihm nun die Kraft allerdings entschwunden. Er empfand das oft mit Wehmuth, aber auch mit klarem Bewußtsein der Unabänderlichkeit und darum zuletzt mit Ergebung. Als er sich in den Ruhestand zurückgezogen und die Schwelle des Greisenalters überschritten hatte, erlebte er im Jahre 1868 noch einen kurzen Nachsommer poetischer Thätigkeit; aber er selbst war fern davon, diese Regung zu überschätzen, und es wäre irrig, zu glauben, eine bisher in ihm verborgene lyrische Ader sei erst jetzt noch aufgebrochen. Wir haben gesehen, daß er auch vor seiner epischen Periode und noch während derselben einzelne lyrische Gedichte verfaßte, und mehrere derselben dürfen wohl aus seinem Nachlaß noch mitgetheilt werden. Daß er nun am Schluß seiner dichterischen Laufbahn zu dieser Gattung zurückkehrte, ist also nicht auffallend, besonders da es nur für kurze Zeit geschah und der noch einmal erwachte Trieb sich, abgesehen von einigen scherzhaften Produkten bei Familienanlässen, auf eine der engsten Formen beschränkte, in denen lyrische Poesie sich bewegen kann, das Sonett. Die aus dieser Zeit stammenden Sonette enthalten, wie es diese keineswegs leichte Form verlangt, nur je ein Bild oder einen Hauptgedanken; die Stimmung ist ruhig und klar, etwas elegisch gefärbt oder didaktisch gewendet, wie es dem Greisenalter natürlich ist. Ein Grundgedanke, der durch die meisten dieser Sonette hindurchgeht, ist eben der, daß dem Alter nichts mehr beschieden sei als die Erinnerung, die sich dann freilich noch sinnig und rührend genug aussprechen kann.

Endlich muß noch erwähnt werden, daß Tobler, als er die produktive Kraft abnehmen fühlte, oder auch schon früher, wenn dieselbe zeitweise ruhte, zur Erholung oder zur Unterhaltung und Uebung einzelne Stücke fremder Dichter übersehte, so eine Reihe von Sonetten Tasso's und eine Auswahl von lyrisch didaktischen Gedichten des Spaniers Luis de Leon u. A. Gute Uebersetzungen setzen immer ein gewisses Maß von eigener Produktionskraft voraus, aber nicht nothwendig gerade in der Gattung des Originals, und so beweisen die vorliegenden Proben eben auch nur, was sich von selbst versteht, daß die allgemeine poetische Anlage Tobler's ihn befähigte, die Schönheit lyrischer Gedichte zu empfinden und nachzubilden, während seine eigene Produktion fast ausschließlich auf die Epik beschränkt blieb und auch hier nur auf größere Werke gerichtet war, dagegen kürzere Erzählungen, Balladen u. dgl. nicht umfaßte.

Da die Uebersetzungen zunächst nur Lese Früchte waren, so mögen hier zum Schlusse noch einige Notizen über die Lektüre folgen, welche jedenfalls als eine Nahrungsquelle für die eigene Poesie Toblers zu betrachten, übrigens gelegentlich schon früher erwähnt worden ist. Sehr reichhaltig und manigfaltig war sie nicht, da schon der Aufenthalt auf dem Lande die Herbeischaffung vieler Bücher erschwerte; aber was Tobler besonders schätzte und liebte, las er immer wieder. So kam es, daß er aus römischen und italienischen Dichtern, besonders Virgil und Tasso, große Partien auswendig wußte und oft halb oder ganz laut vor sich her sagte, was ihm zu verschiedenen Zeiten und Zwecken wohl zu Statten kam.

Von Homer hatte er nur die Ilias im Original gelesen und begnügte sich später mit der Voss'schen Uebersetzung. Viel geläufiger war ihm das Lateinische, und zwar neben Virgil noch Ovid, Horaz und besonders auch Tibull, von italienischen Prosaisern las er hauptsächlich Guicciardini; unter den Dichtern verehrte er neben Ariosto und Tasso doch auch Petrarca; von Dantes „Göttlicher Comödie“ war ihm, wie wol den Meisten, die „Hölle“ vertrauter als das „Fegfeuer“ und „Paradies“, weil dort größere Anschaulichkeit und Verständlichkeit herrscht. Die spanische Sprache und Literatur lernte er erst später kennen und las dann mit Vorliebe die Cid-Romanzen, von Cervantes die „Numancia“ und Don Quixote, daneben vermischte Gedichte aus der „Floresta“ von Böhl de Faber. „Die Lusiaden“ des Camoëns hatte er aus der Uebersetzung von Donner kennen gelernt, bevor er dazu kam, sie auch noch im Originale zu lesen. Mit Vergnügen las er später auch Firdusi in der Uebersetzung von Schack. Neben diesen vorherrschend epischen Dichtungswerken blieben die lyrischen und dramatischen, und neben den ausländischen die einheimischen nicht vernachlässigt; doch fand Tobler am Drama, ausgenommen die Stücke von Göthe und Schiller, wenig Geschmack; von neueren deutschen Lyrikern liebte er Hölderlin, Rückert, Lenau und Geibel.

Ebenso viel Anregung wie aus der Lektüre schöpfte Tobler aus dem innigen Verkehr mit der freien Natur, den er von Jugend an bis in sein höheres Alter pflegte, besonders aber gerade in den Jahren, wo er am meisten mit dichterischer Produktion beschäftigt war. Zu dieser Thätigkeit, sowie zur Conception von Predigten war ihm Bewegung in der Natur fast Bedürfniß und Bedingung. Als er in Hirzel die „Enkel Winkelrieds“ ausarbeitete, unternahm er häufige Ausflüge in

den Sihlwald und in das benachbarte Hügelland von Zug. Er machte sich am Nachmittag auf den Weg und marschirte etwa eine Stunde; dann ließ er sich in einem ländlichen Wirthshaus einen Kaffee geben, der seine Lebensgeister erhöhte, und auf dem Heimweg kamen ihm dann bei raschem Gang oft längere Reihen von Stanzas zu Sinn, die er, oft schweißtriefend zu Hause angelangt, sogleich zu Papier bringen mußte, um sich des Ueberdranges zu entledigen. Von Embrach aus, dessen nähere Umgebung wenig Naturschönheiten darbot, besuchte er das Bülacher Hard, welches damals noch viele schöne Eichen enthielt, oder den dortigen Lindenhof, oder die Gegend, wo die Töß sich mit dem Rheine vereinigt. In seinen letzten Jahren, wo ihm weitere Gänge bereits Mühe verursachten, waren der Zürichberg, das Sihlhölzli, die hohe Promenade, der Platz, der botanische Garten, und eine Stelle in der Enge, dicht am Ufer des See's, die Orte, die er abwechselnd regelmäßig besuchte und die ihm die letzten poetischen Gedanken einflößten.

Größere Gesellschaft suchte er nicht auf, während er in engern Kreisen leicht angeregt und anregend war. Dagegen besuchte er gern die schweizerischen Volksfeste, besonders die Schützenfeste, und damit hängt zusammen, daß er militärischen Uebungen beizuwohnen oder sogar nachzureisen nicht versäumte; schon den Knaben hatten ja kriegerische Schauspiele umgeben und lebendige Anschauungen aus diesem Gebiete waren ihm für seine episch-heroische Dichtung unentbehrlich. Diese Neigung stand mit seiner persönlichen vorwiegend sanften und stillen Natur in feinem unlösbaren Widerspruch, und er huldigte auch den Künsten des Friedens, indem er Gemäldeausstellungen und musikalische Aufführungen besuchte, so oft ihm Gelegenheit dazu gegeben war.

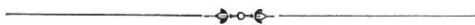
Freundschaft verband ihn, nachdem er seinen Jugendfreund verloren hatte, mit Männern, welche gleich ihm zum geistlichen Stand dichterischen Beruf hinzubrachten, vor Allen mit A. C. Fröhlich, dann mit Bornhauser und mit den jüngeren zürcherischen Dichtern R. Weber, A. Hafner, J. Kübler, C. Meier, überdieß mit dem zu früh verstorbenen Maler Steiner von Winterthur, der den Plan gehegt hatte, Illustrationen zu den „Enkeln Winkelrieds“ zu entwerfen, und mit dem Historienmaler Vogel, der dazu wohl noch befähigter gewesen wäre, wenn seine Vorliebe nicht der ältern Zeit gegolten hätte.

Ueber allen diesen anregenden und fördernden Einflüssen darf aber nicht vergessen werden, daß die innerste und reinste Quelle der Poesie im Gemüthe des Dichters selbst fließt, bei dem einem ungestüm sprudelnd

und stürmisch aufwallend, bei anderen sanft und klar, aber unaufhaltsam hervorquellend. Tobler gehörte zu den Naturen der letztern Art; sein Gemüth war kindlich rein und harmlos, harmonisch gestimmt, darum auch mehr zur Darstellung des einfach Großen und Schönen in Natur und Geschichte als zur Charakteristik tiefer liegender Eigenthümlichkeiten geeignet. Aber der Gegensatz zwischen Klassisch und Romantisch reicht im vorliegenden Fall so wenig wie in ähnlichen aus, die Naturanlage eines Dichters mit einem Schlagworte zu bezeichnen. Dieselbe war bei Tobler ohne Zweifel mehr dem klassischen Charakter zugeneigt, aber die romanischen Muster, denen er nachstrebte, und die Gegenstände neuerer Geschichte, denen er seine Muse weihte, lassen auch einen romantischen Zug in ihm nicht verkennen. Die Mischung beider Elemente beruht auf jenem Unausprechlichen und Unnahbaren, das eben den Zauber der lebendigen Persönlichkeit ausmacht und in keiner analytischen Betrachtung ohne Rest aufgeht.

So kann denn auch, was Tobler als Mensch seinen Nächsten und in allgemeineren Beziehungen war, hier nicht wohl dargestellt werden; natürlicher Edelsinn, lautere Wahrhaftigkeit, Herzensgüte und Bescheidenheit waren Grundzüge seines Wesens.

Wie warm er für das Vaterland fühlte, zeigte jede Strophe seines Hauptwerkes, aber auch der Vaterstadt bewahrte er eine unauslöschliche Anhänglichkeit und begleitete mit ungeschwächter Theilnahme, während er selbst alterte, die fortschreitende Verjüngung derselben. So möge denn sein Andenken in ihr nicht veralten!



Anhang.

Gedichte aus dem Nachlaß von Salomon Tobler.

I. Aus der frühern Zeit.

Wiedersehen der Heimat.

Ich kenne dich, du schönes Jugendland,
Von zauberischem Reize rings umgossen,
Du bist's, wo an der Unschuld reiner Hand
Des Lebens schönste Tage mir verflossen.

Verweile, Fuß! Hier von des Hügels Rand
Will ich an süßem Anschau'n mich ergehen,
Den theuren Boden, den ich endlich fand,
Will ich mit heißen Freudethränen nehen.

Sei mir begrüßt, du anmuthvoller Ort!
Seid mir begrüßt, ihr moosbewachs'nen Hütten!
Euch müsse überschwenglich fort und fort
Des Himmels vollster Segen überschütten!

Ein Engel schütze mit demantnem Schild
Auf ewig euch vor wilden Feindesheeren!
In gold'nen Saaten prange dies Gefild!
Des Obstes Fülle soll den Baum beschweren!

Dort jenes Haus, vom Garten still umblüht,
Auf dessen Dach sich weiße Tauben sonnen,
In dessen Fenstern roth die Sonne glüht,
Bot mir der Kindheit unvergeßne Wonnen.

Dort, wo am Fenster rankt der Purpurwein,
Goß edle Vätertreu die ersten Lehren
Der Gottesfurcht dem zarten Herzen ein,
Der Sünde bösen Keimen früh zu wehren.

Dort ist die Kammer, wo ich selig schlief,
Umgaukelt von der Kindheit Unschuldsträumen;
Dort träumt' ich, bis der Morgenstrahl mich rief,
Von meinen Lämmern und von meinen Bäumen.

Dein sanftes Murmeln rühret neu mein Ohr,
Du lieber Bach; noch rollst du deine Perlen,
Noch blickst du aus der Weiden Kranz hervor,
Noch schlingest du, wie ehmal, dich durch Erlen.

Zu jenen Fluren, dort am Schattenhain,
Hab' ich den Hirtenknaben oft begleitet,
Von jenen Fluren bei des Mondes Schein
Die fatten Lämmer jauchzend heimgeleitet.

Auch ihr steht noch, von Epheu grün umrankt,
Auf eurer Höh', zerfall'ne Schlossesmauern,
Um die ich oftmals wie im Traum gewankt,
Geheim ergriffen, wie von Geisterschauern.

Horch! süßer Ruf! der alten Glocken Ton
Hallt heimisch mir vom Kirchenturm entgegen.
Wie schnell ist meines Lebens Lenz entflohn!
Ein Fremdling steh' ich auf der Heimat Wegen.

Was pochst du, Herz, von lautem Sturm empört?
Beklagst du, was die Zeiten dir entrafft?
Ach! lange schon ist jenes Glück zerstört,
Durch Flammengluthen wilder Leidenschaften.

Arm fehr ich heim! wie wer im Wogensturm
Des falschen Meers sein ganzes Glück verloren,
So hab' ich in des Lebens grausem Sturm
Der Kindheit Unschuld, Glauben, Ruh' verloren.

Was säum' ich länger hier? hinein, hinein,
In meines Edens langbeweinte Lauben!
Was ich verlor, sei ewig wieder mein,
Der Kindheit Unschuld, Ruh' und frommer Glauben!

Einst und jetzt.

Selige Zeiten! o kehret zurück, ihr Tage der Vorwelt,
Wo mit den Seinigen fromm lebte der Vater als Hirt.
Nur sein eigenes Haus vereinte zu täglicher Andacht,
Liebe belehrte da nur, Liebende horchten mit Lust.
Unerforschliches wagte man nicht verwegen zu lehren,
Und das Klare ward nicht trübe in Räthsel gehüllt.
Nicht in der Schulen erstickendem Qualm, aus verschollenen Zungen,
Nicht aus gehäuftem Papier wurde die Wahrheit geschöpft:
Wem Natur und Gewissen und Herz die Gottheit enthüllten,
Nimmermehr sehnte sich der weg von dem Borne zum Sumpf.
Nicht in beängstenden Mauern von Menschenhänden gebauet,
Nein, auf der duffenden Trift, auf den beherrschenden Höhn
Ewiger Berge erkannte man froh die göttliche Allmacht,
Glänzendes Himmelsgewölb war der Verehrenden Zelt.
Blühende Erde, du Garten des Herrn, ihr heilige Schatten
Rauschender Cedern, du Hain mächtiger Eichen, du Strand
Wallender Meere, du warest und bist der Tempel der Gottheit,
Weisest dem sehnenenden Blick zeugende Spuren des Herrn. —
Selige Zeiten, o kehret zurück, ihr Tage der Vorwelt,
Wo Verkünder des Herrn jeglicher Vater noch war!

Ant M. H.

1. Zwang und Drang.

Grausam ist es, aus der Hütte Frieden,
Wo der Baum ihm schattend kühl die Stirn,
Hinzutreiben auf der Berge Firn
Durch ein Machtgebot den Reisemüden.

Grausam auch, Gesang dem zu befehlen,
Den des Lebens bunt Gewirr umdrängt:
Kann die Brust, von Mauern rings beengt,
Heilige Begeisterung beseelen?

Aber rührtest du, zum Sang gezwungen,
Doch so rein und voll der Saiten Gold,
Ach, wie singst du dann erst süß und hold,
Wenn dich freie, hohe Lust durchdrungen;

Wenn sich schnell Gedanken auf Gedanken
Folgen, wie im Strome Flut auf Flut,
Wenn, getaucht in Zauberfarbenglut,
Tausend Bilder vor der Seele schwanken;

Wenn die volle Brust, sich zu entladen
Ihres Dranges von Gefühl, im Klang
Ausströmt ihres Reichthums Ueberschwang
Und die Augen sich in Thränen baden;

Wenn die Wangen sich von Feuer röthen,
Das Begeist'ung lodernd angefaßt,
Und du hoch der Erdenhåler Nacht
Dich entschwingst, und allen ihren Nöthen;

Wenn der Freundschaft sel'ges Loos du singest,
Wenn Natur, die schöne, dich entflammt,
Oder Tugend, die vom Himmel stammt,
Und du hoch empor zu Gott dich schwingest? —

Könnt' ich, ach, dann nahestehend lauschen,
Folgen dir hinab in Thales Schacht,
Folgen in des Waldes heil'ge Nacht,
Wo am Fels des Waldstroms Wellen rauschen!

Sinnend kehrt' ich heim, mit süßem Ahnen
Weckt' ich deiner Lieder Nachhall nur,
Wie der Schüler, hoher Meister Spur
Mühsam nachklimmt auf des Ruhmes Bahnen.

2. Das Echo.

Vor manchem Jahr, dem Vater angeschlossen,
Dem Reisefrohen, noch im Alter jung,
Trat ich, — erneue mir, Erinnerung,
Erneue, was wir einst vereint genossen! —

Ich trat mit ihm in unsres Hochlands Mitte
Stand an der ew'gen Alpen Felsenfuß;
Bewunderndes Verstummen war der Gruß,
Entzückungsschauer folgten unserm Schritte.

Erstiegen war ein hoher Bergeßrücken.
In's schöne Haslithal zur Linken bald,
Bald sah'n wir rechts hinab nach Grindelwald,
Und dann empor, empor mit trunk'nen Blicken.

Denn, ob wir auch gestiegen steil und steiler,
Viel Stunden lang zum hohen Bergeßjoch,
Erhab'ner, majestätischer nur noch
Umragten uns des Gottestempels Pfeiler.

Uns gegenüber hob sich ungeheuer
Des Wetterhorns granitne Felsenwand,
Das Eis, das krönend seine Stirn umwand,
Vom Sonnenstrahl verklärt zum Silberfeuer.

Wetteifernd streckten sich des Mettens Firnen;
Von ihm durch tiefe Gletscherkluft getrennt,
Erhoben sich in's blaue Firmament
Des Mönchs und Eigers kühne Heldenstirnen.

Wir weilten, all' die Wunder zu betrachten;
Still war's im Heiligthume der Natur;
Das große Schweigen störten selten nur
Laminendonner, die zu Thale frachten.

Derweil wir lagerten auf grünem Rasen,
Trat bieder grüßend her ein Bergeßsohn,
Jung, blühend, und begann in kräft'gem Ton
Das heimatliche Alpenhorn zu blasen,

Einfach und kunstlos; doch es ruhte Fülle
Von Wehmuth, Lust und Lieb' im schlichten Klang,
Der monnevoll zu unsern Herzen drang
Und Leben rief in diese Todtenstille.

Gebirge, Thäler, Wald und Felsenhöhlen
Durchschütterte des Hornes lauter Stoß;
Die starren Gletscher in der Schluchten Schoß
Begannen sich nachhallend zu befeelen.

Jetzt nahm der Hirt das krumme Horn vom Munde;
Wir aber hörten mit gespanntem Ohr,
Wie leis und leiser sich der Schall verlor,
Bis wieder Stille herrscht' in weiter Runde.

Doch horch! o Wunder! jetzt nach langem Säumen
Erklinget leis, doch in gemess'nem Fall,
Anschwellend dann der reinste Wiederhall,
Herschwebend aus der Oede fernsten Räumen.

Bernahmen wir der Engel sel'ge Stimmen?
War's, o Natur, dein mütterlicher Ton?
Sprachst du, Helvetia, zum geliebten Sohn?
Wie zarte Harfentöne sanft verschwimmen

In heil'gen Nächten, wie die milde Flöte
Mit seelenvollem Hauche dich umweht,
Als ob ein Engel, der dein Leid versteht,
Aus lichten Höh'n den Friedensgruß dir böte:

So war der Ton. Des Alphorns Melodien
Verfolgt' er treu, doch wunderbar verklärt,
Wie frei vom Erdenleib. dar sie beschwert,
Zu bessern Welten reine Geister fliehen. —

So hört' ich jüngst, so hört' ich gestern wieder,
Geweckt von meiner Stimme rauhem Klang,
Ein schön'res Echo. Bring mir, schlichter Sang,
Noch oft im Wiederhall so süße Lieder.

Warnung.

Tief ruht das Haus des Herrn im Morgenscheine
Des Feiertags, als träumt es frommen Traum.
Da sammelt leisen Gangs sich die Gemeinde,
Der Tempel faßt zulezt die Beter kaum.
Setzt angestimmt vom gläubigen Vereine
Erfüllt der Psalmen Chor den heil'gen Raum
Und rauscht gewaltig durch die hohen Hallen,
Wie eines Oceans bewegtes Wallen.

Vom Kranz der Berge eilt der schwachen Quellen
Und unberühmten Bäche Schaar hervor,
Und stürzt in Thalesluft; die Wogen schwellen,
Allmählig steigt ein breiter See empor;
Zulezt bestürmt der Ueberfluß der Wellen
In wildem Born der Uferfelsen Thor:
Ein Strom hat sich die Pforten aufgeschlossen
Und seiner Wasser Schwall hindurch ergossen.

Das Wetter rüstet sich in heißen Lüften
Viel schwüle Wochen lang in tiefer Ruh;
Aus Sumpf und Moos und See und Wald und Klüften
Zieht ungesehen Gluth und Dunst ihm zu.
Und jekt, das Flammenschwert an schwarzen Hüften,
Braust es daher und zitternd hörst du
Der Schlossen Klang, des Donners lautes Räßeln,
Der Felsen Sturz, getroff'ner Wälder Prasseln.

Es pflegt der Mutter zärtliches Bemühen
Des Mädchens Reiz, den noch die Knosp' umschließt,
Unwandelbar. Doch Jahre nah'n und fliehen,
Oh' sich der Jungfrau voller Reiz ergießt;
Nun siehst du erst der Schönheit Zauber blühen,
Der Stirn und Wang und Mund und Brust umfließt.
Der Jüngling staunt dem himmlischen Gebilde,
An Anmuth reich und froher Kraft und Milde.

Das Große kann nur mählich sich gestalten,
Nur Reife labt mit würz'ger Süßigkeit.
Du siehst die Schönheit zögernd sich entfalten,
Und reiche Fülle schenket nur die Zeit.
Ob auch des Augenblickes segnend Walten
Dem Genius den Lichtgedanken beut:
Begeist'ung muß dem Fleiße sich verbünden,
Vollkomm'nes nur wird jedes Herz entzünden.

So gönnt des Sängers süßem Mund zu schweigen,
Wenn leis und liebend noch der Busen schafft.
Nie werde eines edeln Baumes Zweigen
Von roher Hand die Frucht noch herb entrafft,
Bis segenschwer sich volle Aeste neigen
In gold'nem Glanz mit Früchten voller Saft.
Die sind die besten, die bei Zephyr's Spielen
Durch eigenes Gewicht zur Erde fielen.

II. Aus der letzten Zeit.

Die Linde.

Noch stehst du da, so stark und schön, o Linde,
Wie ich als Kind dich staunend oft betrachtet;
Du hast die Macht der Zeiten nichts geachtet,
Raum daß ich ihre Spuren an dir finde.

Du hast den wilden Born empörter Winde,
Hast Sonnengluth und Winterfrost verachtet,
Und wenn dich Ungewitter schwarz umnachtet,
So riß' unschädlich dir der Strahl die Rinde.

Noch schmückt dich reiches Laub, und wie vor Jahren
Kühlst du den Wanderer mit breitem Schatten.
Wer war denn deiner langen Blüth' Erhalter?

Ich wank' einher, erschöpft, in grauen Haaren,
Der Jahre Last ließ jede Kraft ermatten:
Wie bald ereilt den Menschen doch das Alter!

Der Greis im Frühling.

Der heiß ersehnte Lenx kehrt endlich wieder.
Wie freut sich mein erlöschend Auge dein,
Du frisches Grün der Flur! O Sonnenschein,
Du wärmst so mild die frosterstarrten Glieder.

Der Schwermuth Wolken flieh'n, die tief darnieder
Den matten Greis gedrückt; es weicht die Pein
Des Kranken, Frohsinn herrscht, wenn rings im Hain
Und Feld erschallen munt'rer Vögel Lieder.

So freut der Frühling mich. Und wär's der letzte,
Weil das Geschick des Lebens Ziel mir setzte,
Fürwahr, am liebsten möcht' es jetzt verglüh'n,

Setzt, da von ewig sich erneu'ndem Leben
Und froher Auferstehung Zeugniß geben
Des Himmels neuer Glanz, der Erd' Erblühn.

Der dichtende Großvater.

Einst flehte fromm zu seinem Gott mein Ahn',
Den noch der Gegenwart Geschlechter ehren,
Der Leier süßes Spiel ihm zu gewähren
Im Alter noch, am Schluß der Lebensbahn.

Und sieh! Er nahm sein Fleh'n in Gnaden an:
In Jahren, die sonst jede Kraft verzehren,
Ließ er die seine wunderbar sich mehren,
Und singend starb er, wie der heil'ge Schwan.

Möcht' auch mein Flehn empor zum Himmel dringen
Wie dein's, geliebter Vater, frommer Greis!
Vermöcht' auch ich im Alter noch zu singen,

Zur Lust den Menschen, dir, o Gott, zum Preis!
O schönes Loos, bekränzt mit grünem Reis,
Des Geistes voll, sich in den Himmel schwingen!

Die Väter.

Oft denk' ich euer, heimgegang'ne Väter,
Die ihr in Zürichs Stadt und weit herum
In Glaubenskraft das Evangelium
Gepredigt, treue Hirten, fromme Väter.

Nicht Lehrer bloß, ihr war't des Wortes Thäter,
Geschnückt mit reinen Wandels hohem Ruhm;
Nun steht ihr in des Himmels Heiligthum,
Und eurer Arbeit Segen — nie vergeht er.

Wenn mich nun bald der Tod zu euch versammelt,
Wie werd' ich wohl in euer'm Kreis empfangen,
Ihr, einst der Kirche Bier und helle Lichter?

Schwach ward der Wahrheit Wort von mir gestammelt;
Doch konnt' ich auch nicht euren Ruhm erlangen,
So grüßt ihr freundlich doch vielleicht den Dichter.

An die Einsamkeit.

1.

Kannst du deine Gaben ganz versagen
Deinem treu'sten Freunde, Einsamkeit?
Mich zu segnen, war'st du doch bereit
Stets in den vergang'nen schönern Tagen;

Heiltest Wunden, noch so tief geschlagen,
Wecktest meinen Muth zu heißem Streit,
Vom Gewühl' der Erde unentweiht
Hast du himmelan mich oft getragen.

Du warst's, die mir feur'ge Phantasien,
Bilderfülle, Hochgefühl verlieh'n,
Vaterländ'scher Helden Ruhm zu singen.

Defter noch und lieber weilt der Greis
Sitzt in deiner Wälder erstem Kreis:
Und du willst ihm keine Gabe bringen?



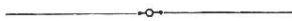
2.

Doch ich weiß, Du bist es nicht alleine,
Die ihn weiht, der Großes sinnt und thut:
Auch die Kraft ist's und der kühne Muth,
Der uns hebt im Lebensmorgenscheine.

Und die Liebe, mit ihm im Vereine,
Des entzückten Herzens Feuergluth
Und der schwellenden Gefühle Fluth,
Deren Flucht ich hoffnungslos beweine.

Aber Eines kannst du doch verlei'h'n:
Deinem stillen Schooß entspringt die Quelle
Der Erinnerungen früh'ster Zeit.

Bilder seliger Vergangenheit
Zeige mir denn, bunte, farbenhelle —
Und mein Alter wird nicht trostlos sein.



Die früheste Erinnerung.

Schau' ich zurück durch langer Jahre Raum,
So weit nur sinnend die Gedanken tragen,
Den Anfang des Bewußtseins zu erfragen,
So sah ich — täuscht mich nicht ein leerer Traum —

An meines jungen Daseins dunkeln Saum,
(Den Ort, die Stunde weiß ich nicht zu sagen),
Von weichem Arm der Mutter sanft getragen,
In lichtem Schimmer einen Weihnachtsbaum.

Es ist kein Traum, der Zweifel sei verbannt;
Das Bild, das mir so tief in's Herz hinein
Geprägt ist, daß der Tod nur es vertriebe,

Es ist der Weihnachtsbaum: das süße Pfand
Von Gottes Guld und treuer Elternliebe
Muß der Erinnerungen erste sein!

Der erste Gang nach Midwalden.

Wie staunte doch des zarten Knaben Scheuer
Und banger Blick, als er an Vaterhand
Zum ersten Mal betrat Midwalden's Strand,
Verheert von der Franzosen Schwert und Feuer!

In Schutt und Asche lagen Haus und Scheuer,
Kapell' und Kirche von geschürtem Brand,
Und hoch hinan vom See zur Bergeswand
Nur Trümmer, schwarz Gebälk und öd' Gemäuer.

Und als den Vater ich erzählen hörte
Vom wilden Kampf, von der Barbaren Wuth,
Und von der Alpenföhne Heldemnuth:

Wie Haß und Liebe da mein Herz empörte!
Was dort des Kindes weiche Brust durchdrang,
Das reifte mächtig zu des Mann's Gesang.

Auf der hohen Promenade.

Zur Rechten rauscht der Stadt Gewühl', es blinken
Viel stolze Villen, roth vom Sonnenstrahle;
Es lacht der blaue See, in weiter Schale
Der reichen Ufer, die zur Freude winken.

Ein laut Getön von Geigen, Hörnern, Zinken,
Steigt auf vom See und vom geschmückten Saale,
Wo frohe Gäste sich nach üpp'gem Mahle
Im Tanze dreh'n und volle Becher trinken.

Links aber dehnen sich in langen Reih'n
Die Gräber, Kreuz an Kreuze, Stein an Stein,
Beschattet von Cypressennacht und Tannen.

Hier waltet Stille, tönt kein Lebensklang;
Wer zählt die Thränen alle, die hier rannen? —
Und Tod und Leben trennt ein schmaler Gang!

